

FELIX HAAS

Nacht in den Bergen

In meiner Praxis steht ein Foto zweier Mädchen, aufgenommen an einer Autobahnraststätte in den späten 80ern. Das Foto ist etwas vergilbt, was der Nachmittagssonne, die es durchzieht, einen noch wärmeren Anschein gibt. Das jüngere Mädchen ist beinahe sieben Jahre alt, sitzt im Schneidersitz auf einem Plastikstuhl. Ihre Hände umklammern die Schale eines Melonenschnittes, der ihr von einem Knie zum anderen reicht. Ihr weites Lachen sowie die merkwürdige Ausbeulung ihrer Wange entblößen ein Stück Fruchtfleisch in ihrem Mund, während sie verstohlen zur Seite auf ihre Schwester sieht. Die Schwester ist älter, aber selbst auch noch keine zehn Jahre alt. Sie trägt ein ärmelloses Hemd, kurze Hosen und ihre kinnlangen blonden Haare fallen ihr seitlich ins Gesicht, während sie sich vor Lachen Richtung Kamera beugt. Hinter ihr auf dem Bild, hinter dem Tankstellendach, sehen wir, wie langsam die Alpen ansteigen.

Das Mädchen mit der Melone bin ich. Wieviel von ihr noch in mir ist, weiß ich nicht, doch verbindet mich alles, was vor dem war, was ich jetzt bin, mit ihr. Einer der Gründe, warum das Bild noch heute auf meinem Schreibtisch steht, ist, dass das was mein heutiges Ich von dem Kind damals unterscheidet mit mir auf dem Foto ist.

Die Familie meines Vaters kam nach dem Krieg aus Ungarn nach Deutschland. Ihr Leben lang haben meine Großeltern in einer diffusen Nostalgie für ein Land und eine Zeit gelebt, die mit dem Krieg gestorben war. Um diese Einsamkeit zu füllen, kaufte mein Großvater in den 60er Jahren ein kleines Ferienhaus in Tirol, in dem wir in den Sommern meiner Kindheit jedes Jahr einige Wochen verbrachten. Das Foto meiner Schwester und mir zeigt uns auf der Raststätte, an der wir in den meisten Jahren unseren letzten Halt machten, bevor wir nach Österreich und in die Alpen verschwanden. Jener Sommer, in dem mein Vater seine Töchter dort mit der Melone fotografierte, sollte uns alle verändern.

Das Haus, halb aus Stein, halb aus Holz, stand an einem sanften Hang etwas außerhalb des nächsten Dorfes. Die Auffahrt von der Landstraße war nicht geteert und ich erinnere mich gut an das Knirschen der Kiesel unter den Reifen

unseres Volvos. Über die Jahre hatte mein Großvater mehrere Teile des Hauses an- und umgebaut, was einen wohlwollenden Besucher ihm „besonderen Charakter“ zusprechen ließ, weniger Wohlwollende jedoch verleitete es als „verbaut“ zu bezeichnen. Von der Terrasse hatte man einen Blick ins Tal und hörte in stillen Nächten das entfernte Rauschen des Josef-Bachs.

Das Haus selbst war ein Schrein des Ungarns der alten K&K-Monarchie: holzgerahmte Bilder und alte ungarische Zeitungsartikel, hölzerne Möbel mit farbigen Bemalungen, ein alter Plattenspieler und eine ungarische Flagge über dem Bett meiner Eltern. Außer dem kleinen Bad und dem angebauten Gartenhäuschen war das Schlafzimmer meiner Eltern der einzige abgetrennte Raum des Hauses. Meine Schwester Mari und ich schliefen auf den beiden Sofas des Ess- und Wohnzimmers. Nach Tagen voller Spiele in dem nahen Waldstück oder Ausflügen zu den Kindern der nahen Bauernhöfe mussten unsere Eltern uns oft todmüde in unsere Betten tragen, noch während die Sonne auf der anderen Talseite hinter der Bergwand unterging. An anderen Tagen jedoch blieben Mari und ich wach. Manchmal war es auch nur eine von uns, die die andere weckte, wenn sie sich sicher glaubte, unsere Eltern schliefen bereits. Ich erinnere mich an einige solcher Male, in denen Maris leise Stimme und ihre Hand auf meiner Schulter mich vorsichtig aus dem Schlaf holten. Wir gingen dann auf Zehenspitzen, die Haustür behutsam öffnend, barfuß auf die noch warme Terrasse hinaus und setzten uns, in die dünne Wolle meiner Großmutter gehüllt, nebeneinander auf das Holz des Bodens. Um uns war Nacht. Dennoch war es unwirklich hell. Nur die Berge schnitten schwarz durch das Meer von Sternen, das über uns an einem wolkenfreien Himmel lag. Mari legte dann oft ihren Arm um mich oder ich meinen Kopf in ihren Schoß, und sie ihre Hand in mein Haar. Die Nacht war hell und gleichsam still wie laut. Ein sanftes Rauschen aus Insektenstimmen lag in ihr und klang lauter als der Bach, dessen Wasser entfernt irgendwo im Dunkel lebte. Manchmal redeten wir lange gar nicht und ich schlief wieder neben ihr ein. Andere Male redeten wir vom Tag, von Max und den anderen Kindern, mit denen wir gespielt hatten, von unseren Eltern und von dem, was wir am Morgen machen würden. Egal, ob wir redeten oder nicht, Maris Körper war angenehm warm, wie er mich schützte vor der sich langsam legenden Kälte einer Nacht in den Bergen.

Der Strasser-Hof war der unserem Haus nächstgelegene. Seit mein Großvater unsere Hütte vom alten Strasser gekauft hatte, waren unsere Familien gute Nachbarn in den Sommerwochen, die wir jedes Jahr dort verbrachten. Was uns noch näher brachte, war, dass beide Familien Kinder im selben Alter hatten. Max war ihr einziger Sohn, seine Schwestern deutlich älter und nur noch an wenigen Wochenenden bei ihren Eltern. Mari und Max waren im selben Monat geboren, und obwohl ihre Freundschaft älter war als ich, war ich lange Teil von ihr. Soweit ich denken kann, gingen sie nie alleine los oder versuchten mich loszuwerden. Im Wald, auf einem der anderen Höfe oder unten im Tal, wo der Bach langsamer wird und still in den Süden fließt, wir waren immer zu dritt. Unsere Eltern waren keineswegs überrascht, wenn sie uns am Ende eines langen Tages auf dem Strasser-Hof fanden, wie wir seelenruhig mit Max und seinen Mattel-Figuren im Gras spielten, ohne die leiseste Absicht, nach Hause zu kommen.

Nachdem wir in jenem Sommer angekommen und unseren Eltern geholfen hatten das Auto zu entladen, wollten wir uns gerade aufmachen ihn zu suchen, als Max mit breitem Lächeln vor uns stand. Wir umarmten uns, nicht eine nach der anderen, sondern alle zugleich. Sein Gesicht war genauso weich und rund wie das meiner Schwester. Ich erinnere mich, wie ich nach der Umarmung, als wir nebeneinander vor unserer Hütte auf der Wiese saßen, meinen linken Zeigefinger über Max' Gesicht fahren ließ und meinen rechten über den immer selben Punkt auf dem meiner Schwester, während sie beide mit Mühe versuchten, trotz ihres Lachens, möglichst still zu halten.

Obwohl Mari und ich immer nur für ein paar Wochen Teil von Max' Welt waren, war es so, als hätten wir uns nie getrennt. Am ersten Tag nach unserer Ankunft holte er uns früh ab, und wir besuchten verschiedene Freunde auf anderen Höfen, liefen ins Dorf, wo wir uns amerikanische Kaugummis kauften, die es bei uns zu Hause nicht gab. Schließlich fanden wir in den Wald, der hinter unserer Hütte begann, und bahnten uns den Weg über einen moosigen Waldpfad zum Josef-Bach. Der Wald öffnete sich an seinen Ufern und wir sahen, wie das Wasser weiter oben am Hang vom Berg schoss, nach einem kurzen Fall vor der Ammer-Brücke aufschlug, um Meter unter ihr über verschiedene Schnellen durch den Wald bergab zu fließen. Wir waren an einer Art Lichtung angekommen, die sich besonders auf der anderen Uferseite erstreckte, wo kaum erkennbar die Überreste eines Steinbaus standen. Max

erklärte uns, dass dies die alte Mühle sei, deren Mühlrad eine Art natürlichen Pool gegraben hätte. Wir zogen uns bis zur Unterwäsche aus. Ich hatte keinerlei Scham vor Max, doch erinnere ich mich deutlich an die Angst, die ich spürte, als wir begannen vorsichtig den Bach zu überqueren. Max ging voraus, ich in der Mitte. Mari und er hielten meine Hände, während meine kurzen Beine versuchten dem Druck des kalten Bergwassers zu widerstehen. Max kannte den Weg über eine Reihe von breiten Felsen, die ich durch das klare Wasser unter mir schimmern sah, während an ihren Seiten der Stein dunkel in die Tiefen des Baches abfiel. Trotz des lauten Rauschens um uns hörte ich deutlich meinen schweren Atem, als wir vorsichtig Schritt für Schritt dem anderen Ufer näher kamen.

Wir verbrachten Stunden auf der anderen Seite, schwammen im See bei der Mühle, den jemand mit Mauerstücken der Ruine vom Bach abgegrenzt hatte, lagen nass auf der Wiese und ließen unsere Körper von der Sonne und einem leichten Wind trocknen, während wir den wenigen Wolken folgten, die über einen nahen Himmel zogen. Mari und Max lagen Kopf an Kopf, ihre Haare ineinander verflochten, mein Körper zwischen ihnen, das Ohr auf Maris sich leicht hebenden Bauch, die Beine über Max gestreckt. Es roch nach Gras, Wasser und der sich langsam wärmenden Haut meiner Schwester.

Trotz jenes Sommers kamen meine Eltern jedes Jahr zurück, auch nachdem ich zum Studium ausgezogen war und sie nicht mehr begleitete. Es dauerte beinahe zwei Jahrzehnte, bis ich unser Haus und die Berge meiner Kindheit wiedersah. Ich war bei einer Tagung in Salzburg, die bereits an einem Donnerstag endete. Bei einem leichten Septemberregen spazierte ich das Ostufer der Salzach entlang, als der Gedanke auf einmal da war. Es war vielmehr eine Tatsache als eine Abwägung, so als ob man über den nächsten Tag einer lang geplanten Reise nachdachte. Ich ging direkt vom Elisabethkai über die Saint-Julien-Straße zur Autovermietung beim Bahnhof, die mein Telefon mir angezeigt hatte. Wenige Stunden später saß ich in einem relativ neuen Skoda Fabia, auf dem Weg nach Tirol. Während die Autobahn sich durch die Täler zog, sah ich, wie der Regen erst dichter wurde, bis er sich schließlich langsam zu legen begann, und der Himmel sich zögerlich auftat. Übersät mit Wäldern und Höfen, die denen meiner Kindheit ähnelten, wurden die Berge um mich immer bekannter, bis ich am Ende des Tages, hinter einer letzten Straßenbiegung, den Strasser-Hof auftauchen sah. Er war kleiner, als ich ihn

in Erinnerung hatte, doch deutlich besser in Stand gehalten. Ich wusste von meinen Eltern, dass Max den Hof in ein kleines Berghotel umgebaut hatte. Als ich ausstieg und die Autotür hinter mir schloss, roch es nicht nach Kühen und Stall, sondern nach frisch geschnittenem Gras und Bergen. Hinter dem weiß getünchten Haupthaus sah ich dunkel die Konturen unserer Hütte, wie sie sich leicht vom Schwarz des Waldrandes abhoben. Ich hielt einen Moment inne und fühlte eine Schwere, die, wenngleich immer in mir, mich so seit vielen Jahren nicht mehr überkommen hatte.

Da mein Nachname nun ein anderer war, und ich der jungen Frau an der Rezeption meinen Mittelnamen gab, würde keiner der Strasser hinter dem Namen ihres Gastes das kleine Mädchen erkennen, das ich für sie sicher immer noch war. In einem unserer Hütte abgewandten Zimmer schlief ich merkwürdig tief und lang, bevor mich der Lärm abreisender Gäste am nächsten Morgen weckte. Da die Frühstückzeit bereits vorbei war, fand ich mich wenig später vor dem Hof im Sonnenschein eines späten Morgens sitzend, nur mit einem lauwarmen Kaffee in der Hand. Neben mir stieg die Wiese an, die mein Großvater vor über einem halben Jahrhundert das erste Mal hinunter gekommen war, um mit dem alten Strasser den Kaufvertrag auszuhandeln. Dieselbe Wiese, die Mari, Max und ich so viele Male hinauf und hinab gerannt, auf der wir manchmal gelegen waren, manchmal gespielt oder in die Wolken gesehen hatten. All das war drei Jahrzehnte her. Ich wischte mir gerade über die Augen, als ein Geländewagen die Auffahrt hochkam, und vor einem der ehemaligen Ställe stehenblieb. Ich wusste, dass er es war. Sein Gesicht war ganz anders und doch das gleiche. Sein Haar war dünner, doch noch genauso wellig wie damals im Gras neben der Mühle. Er ging um das Auto herum und wollte den Griff der Beifahrertür fassen, als sie von innen geöffnet wurde, und ein kleines Mädchen mit einer rosa Scout-Schultasche auf dem Rücken heraussprang. Sie schien etwas zu erzählen, während ihre Hand die ihres Vaters suchte, und beide begannen auf das Haupthaus zuzugehen.

Irgendwann wurde der späte Nachmittag zu einem frühen Abend und noch bevor sich meine Augen wieder öffneten, merkte ich, wie mein Kopf sich noch immer leicht unter Maris Atemzügen hob und senkte. Mein Fuß, der von Max' Bauch zur Seite hing, wurde bereits vom länger werdenden Schatten eines nahen Baumes bedeckt. Ich war müde und sie brauchten einige Versuche,

bis ich gewillt war, erneut ihre Hände zu greifen und einen ersten Schritt in den nun unangenehm kalten Bach zu tun. Wie bei unserer ersten Überquerung schritt Max mir voraus, Mari mir nach. Hin und wieder hörte ich einen der beiden „Vorsicht“ rufen, während sie den nächsten Schritt taten. Ich war müde und der Druck des Wassers groß. Es fand immer wieder auf eine noch trockene Stelle meines Oberkörpers und ich wurde ungeduldig. Die Sonne stand tiefer, ich sah meine Füße kaum noch unter mir. Ein paar Mal musste mich einer der beiden fassen, als ich drohte am Stein herab in den Bach zu gleiten. Ich erinnere mich noch gut an die Angst, die erneut in mir aufkam, als ich das erste Mal wegrutschte. Ich griff fester nach ihren Händen und ließ einen kurzen Schrei fahren, als mein Fuß erneut vom Stein unter mir abglitt. Meine Angst war plötzlich allgegenwärtig, ich begann zu weinen und blieb auf halber Strecke stehen. Mari redete mit mir, aber ich hörte nur mein Weinen und das Rauschen des Wassers um uns. Max redete auch auf mich ein, doch eindringlicher, böser. Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, bis er seine Hand löste, um mich an der Schulter zu fassen. Ob er mich beruhigen oder weiterbewegen wollte, ich brach in Panik aus, schrie, schrie noch einmal, bis ich und mein letzter Schrei vom Wasser geschluckt wurden. Während vorher, neben dem Rauschen, meine Atmung und mein Weinen zu hören waren, lebte nun nur noch das Wasser. Es warf mich umher und ich spürte, wie ich mich entfernte, sah sich wild bewegende Fetzen meiner Umgebung auftauchen, verwischen, untergehen. Ich weiß bis heute nicht genau, ob ich sie mit hineingezogen habe, doch glaube ich, dass es einen Moment gegeben hat, an dem mein Kopf kurz lange genug über Wasser war, um sie beide noch nebeneinander stehend über mir zu sehen. Wenig später sah ich nur noch Max und spürte gleichzeitig einen zweiten Körper mit mir im Bach. Es war eine leise Hoffnung in der kalten Stille unter dem Wasser.

Mari packte mich, als ich kaum noch kämpfte. Für ein paar Sekunden trieben wir noch weiter stromabwärts, bis wir an einen Felsen schlugen. Der Schmerz war wie alles, dumpf. Meine Hände griffen ein paar Mal nach dem glitschigen Stein, als ich einen Schub spürte, der mich weiter nach oben und aus dem Wasser drückte. Halb bewusstlos zog ich mich das letzte Stück auf die Uferfelsen, erbrach kaltes Bergwasser, während meine Augen und Gedanken sich langsam wieder zu fokussieren begannen, und ein zögerliches Wimmern in meiner Brust schwoll.

Ich weiß nicht, ob ich sie noch einmal gesehen habe. Manchmal glaube ich ihren Kopf, ihr Haar oder ihren Arm noch einmal gesehen zu haben. Manchmal glaube ich sogar gehört zu haben, wie sie noch einmal meinen Namen rief. Doch bin ich mir nicht sicher. Max habe ich gesehen, nicht am Bach, sondern später in der Nacht, als überall Menschen und Lichter waren, nachdem ich alleine aus dem schon dunklen Wald gekommen war.

Nun, ein halbes Leben danach, war er wieder vor mir: Alt, aber mit demselben Gesicht, und Mari an seiner Hand. Ich ging ihnen entgegen, meine Arme erst verschränkt, mein Mund erst lächelnd. Ich grüßte. Sie blieben stehen und Max begann zu reden, ohne dass ich ihn hörte. Als er kurz pausierte, kniete ich mich vor sie, sah, wie sie mich anlächelte. Dann zog ich sie an mich, spürte, wie meine Arme sich um sie schlossen, mein Gesicht sich in ihr Haar senkte. Ich hörte ihre Stimme nicht, nicht die ihres Vaters hinter mir, spürte nicht, wie seine Hände nach meinen Armen griffen. Ich hielt sie an mich gedrückt, und meine Augen mit aller Kraft geschlossen. Ich hörte nur die ferne Autobahn, die man irgendwann in den letzten Jahrzehnten gebaut hatte. Hörte ihr Rauschen und in ihm den Bach, wie er in den Nächten meiner Kindheit das Dunkel mit leisem Lärm füllte, und wie er Mari und mich in jenem Sommer umschlossen hatte, ohne uns wieder freizugeben.